J. Anker Larsens Romane

Autor(en): **Helbling, Carl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1926)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759962

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

J. Anker Larsens Romane

Von Carl Helbling

Die Bücher des Nordens haben für uns immer wieder ein seltsam inniges Geheimnis. Weiss Gott, wo es liegt – ich glaube ganz einfach darin, dass diese Bücher aus dem Norden kommen und von Menschen geschrieben sind, die eine selige Klarheit in den Augen haben, mit denen sie so ruhig und tief schauen. Das empfinden wir stets als ein Ereignis, bei der Lagerlöf so gut wie bei Herman Bang und auch bei J. Anker Larsen wieder, der uns in jüngster Zeit zwei schöne Romane geschenkt hat.[1]). Ich sage ausdrücklich « geschenkt », denn gerade zufolge jenes Geheimnisses wird das künstlerische Werk der Skandinavier zum Geschenk, zur Gabe, zu einem Ausdruck des Herzens also, der zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Es rührt an das Gemüt, was wir von dort oben empfangen, macht uns ruhig, gibt uns fast den vermessenen Glauben, dass wir gut seien in der milden Stimmung, die uns bei solcher Lektüre einhüllt. Die Stimmung, die so aus dem Norden zu uns dringt, ist melancholisch, nicht schwermütig, aber ernst und bedachtsam, Schimmer eines gedämpften Lichtes. Auch wo Humor und Lachen durchschlägt, wird es nie laut, und aller Übermut ist stille Heiterkeit, wie sie auf den Gesichtern gereifter, sinnender Menschen spielt. So wirkt sich ein Zauber der Ruhe aus, wie wenn langsam und sachte der Schnee fällt und die Landschaft gütig zudeckt. Man hüte sich, im Lesen nordischer Bücher diesen Zauber zu brechen, denn er bringt uns mancherlei Befriedigung. Aber er bestimmt auch unser Urteil, macht uns träumerisch und darum nachsichtig, besänftigt den Widerspruch und lässt uns oft ja sagen, wo wir zum Nein die ablehnende Neigung nicht durchdringen lassen mögen. Wir sind einem romantischen Zauber verfallen, romantisch aus Unwirklichkeit und Ahnung einer Ferne. Wir verschlafen ein wenig die Zeit, und weil es uns so gefällt, lassen wir dem Traum sein schleierndes Weben.

Wir stark ist dies Gefühl der bedingungslosen Hingabe an die Stimmung wieder geworden bei Larsen zweitem Roman *Martha und Maria*, weit mehr als beim ersten, *Der Stein der Weisen*, dem wir uns zunächst zuwenden. Da ist eine halb bäuerliche, halb städtische Welt, aus der ein ernsthaftes Gottsuchertum herauswächst, herausdrängt, weil selbst in der Kargheit der realen Lebensbeziehungen die Fülle metaphysischer

[1]) *Der Stein der Weisen*, 1924, Grethlein & Co., Leipzig-Zürich. *Martha und Maria*, 1925 Grethlein & Co., Leipzig-Zürich.

Problematik nicht versickert. Gott wird in aller Lebendigkeit der Natur gesucht, als lebendes Wesen, das in tausend und abertausend Symbolen dem Menschen sich naht, aber gerade dadurch so schwer zu verstehen und nicht zu fassen ist, weil in jeder Variation eine neue Gottheit oder Gott neu sich kündet. So hätte ein Pantheismus gefunden werden können, erfüllt von Glück und Zufriedenheit, mit der Ahnung von Gott im Herzen, den das Kind fühlt, wenn es in « das Offene » schaut. Um diesen Begriff des Offenen schichtet Larsen in einem seiner Helden eine ganze lichte Kinderwelt, mit der ungelösten Phantastik des Jugendlichen, der das Bild besitzt, dessen Rahmen Leben und Verstand später zertrümmern. Eine Parallele mit Hermann Hesses *Demian* ergibt sich, wo für das Offene « das Helle » steht, die helle Welt, die Reinheit und Geborgenheit bedeutet. Fern von diesen Sphären ist alle Eitelkeit, die fahl und beschämt zusammenbrechen muss in der Heiligkeit des allmächtigen Gottseins. Eine Stelle des Romans bleibt am stärksten haften, wo der Pastor, berühmter Redner bei jedem Begräbnis, die Grabrede auf die eigene Frau schreibt, während sie im Sterben liegt, und wo er angesichts der höheren Gewalt ein Stammelnder wird. Diese ersten Teile des Romans, denen ein freudiger Realismus beigegeben ist, geben die Religion und Religiosität der unbedingt Lebenswilligen, die trotzdem dem Positivismus nicht verfallen, weil ihre Gottgläubigkeit die Distanz von der Erde zu den Sternen nie vergisst.

In den spätern Kapiteln vom *Stein der Weisen* ist vor das Offene ein eiserner Riegel geschoben. Das Suchen wird zum Grübeln, der Glaube zum Zweifel. Systeme gefährlicher und in sich tyrannischer Natur ziehen Larsens Helden in ihre Felder. Wehe diesen Menschen, deren neue Lebenshaltung dadurch gekennzeichnet ist, dass sie viel, sehr viel reden müssen, um zur Klärung und Klarheit zu kommen. Vielleicht auch, um das, was an der Schwelle des Bewusstseins aufbegehrt und dem manche Untersuchung gilt, zu betäuben. Das Gebäude der Theosophie müsste hell erleuchtet sein, wollte man hier ganz verstehen, was in der Abkürzung der künstlerischen Gestaltung vielleicht bildhafter, jedoch eben verkürzt ist. Warum liest man aber weiter und zu Ende, wenn man von diesen Gedankengängen noch so weit entfernt ist? Hier stehen wir wieder: es gibt offenbar eine Spannung und daraus eine Hingabe an das Werk, die nicht so sehr durch Problem und Gestaltung als durch Stimmung erzeugt wird und die in ganz wesentlichem Maße Larsens Erfolg ausmacht. Es bleibt die Liebe zu Larsens Gestalten, und man liebt sie, weil sie im Dämmerlichte stehen, das ihre Leidenschaft des Suchens veredelt. Den

Stein der Weisen haben auch sie nicht gefunden. Aber sind sie in ihrer reinen Menschlichkeit nicht größer als im Glanze der Weisheit, die doch nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle bleiben müsste ohne die rührende Schwingung der kämpfenden Seele? Darum darf man sagen, dass die Bedeutung dieses Romans dort zu suchen ist, wo man über dem ringenden Menschtum ein Gottum fühlt, das liebend herrscht und über den leidenden Streiter Milde legt. Ihr habt ja einen Gott, möchte man Larsens Gestalten oft zurufen; ihr habt ihn ja, weil ihr alles Geschehen auf dieser Erde so tief empfindet und in euch selber das schön macht, was ihr letzten Endes sucht: das Gute und seine Macht.

In ähnlichen Bahnen, wenn auch ungleich freier und beschwingter, bewegt sich Anker Larsens zweiter Roman *Martha und Maria.* Die biblischen Namen bleiben Symbol für zweierlei Typen: für die tätig die Welt und deren Widersacher überwindende Frau, und für die kontemplativere Form der Lebensanschauung und -bezwingung. Zwei Schwestern wachsen in hartem Dasein in liebender Gemeinschaft auf, werden früh vom Schicksal getrennt, leben jede ihr eigenes artbedingtes Leben, um sich ganz am Schluss im selben Willen wieder zu finden, im Willen zu Gott, den sie in ihrer Seele tragen wollen. Früh, sehr früh erweisen sich die Eigenarten der beiden Schwestern, die trotz ihrer jungen Jahre schon wissen, dass sie aus ungleichem Holze geschnitzt sind. Wirklich, es ist erstaunlich, wie klug diese achtjährigen Mädels denken und reden! « Da geschah es, dass Maria den Strumpf verlor und die Seele fand... Man konnte tot sein, und die Seele konnte dennoch leben. Plötzlich wurde ihr klar, dass sie die Seelen aller Menschen kenne. » Für die Superklugheit solch junger Mädchen hat Jakob Wassermann in *Laudin und die Seinen* wenigstens die notwendige Entschuldigung, dass unsere Zeit frühreif macht und mancherlei im Backfischalter bewusst werden lässt, indem Stufen der Entwicklung übersprungen werden. Aber erstens sind Larsens Mädchen noch jünger und zweitens wachsen sie im letzten Jahrhundert auf. Vielleicht würde man diese Unbekümmertheit um realistische Motivierung verschmerzen, wenn nicht offenbar des Dichters Wille bestünde, dem Zeitroman sich zu nähern, die große Linie von der Jahrhundertwende über den Krieg zur Gegenwart zu ziehen. Ein nicht geglückter Versuch, wie mir scheint, da dem Leser wohl eine Erscheinung der Zeit nahe gelegt wird, aber nicht ihre Temperatur erfühlt werden kann. Jene Zeitlosigkeit rührt tiefer, wo Maria ihr Kind aus der Märchenwelt herausheben will und ihm sagt: « Du musst den Flachs und die Hechel kennen und Trine und Marthe und Rasmine, den Vater und Jens Dre-

scher und die neue Maschine. Aber sie alle sind keine Märchen, sie sind Geschichte – obwohl jetzt kein Unterschied mehr zwischen Märchen, Geschichte oder dem Leben ist, das wir leben.» Man könnte noch einfacher sagen, dass bei Maria das Leben überhaupt zum Märchen wird, so sehr, dass die Durchdringung der Natur und ihre Symbolisierung wiederum eine Abwegigkeit von aller Realität bedeutet, dergestalt, dass der Eindruck nur durch die Stimmung gerettet werden kann. Wie schön sind die ersten Unterhaltungen des Kindes mit der Kleeblüte, die seine Freundin wird. Doch wie mühsam und gesucht sind später die Beziehungen zu dieser Ausdrucksform, zu diesem Symbol von Sein und Schicksal, wenn die Kleeblüte, Mahnerin und Lehrerin geworden, aus der Sphäre des Unbewussten dringt und an Maria Briefchen schreibt! Das ist Überspannung und wohl auch Mangel an künstlerischem Takt, wenn mit Zartheiten so gewuchert wird.

Martha, die als Kind überall zugegriffen hatte, zieht den einfachen Lebensweg des Sollens, Müssens und Arbeitens. Da die beiden Frauen sich mehr als ein Lebensalter nicht sehen, verliert der Roman die Kontinuität, zerfällt eigentlich in zwei Teile, die sich erst am Schluss wieder verschlingen. Die Parallelität wird oft zur Konstruktion. Man vergisst manchmal die eine Schwester über der andern und atmet fast auf, wenn sie sich endlich nach langem Suchen in wahrhaft biblischem Sinne umarmen. Ein Lebenselement war ihnen stets gemeinsam geblieben, das der Güte, die sie nicht als eine Tugend, nur als eine Selbstverständlichkeit gesehen haben. Die Güte ist denn wirklich auch ein Element von Larsens Schriftstellerethos, und es gibt viele feine Stellen in diesem Roman, wo eine fast sentimentale Erinnerung an die reinsten Äusserungen Albert Steffens sich regt. Oder, um das Geheimnis noch einmal zu formulieren: wo diese tiefe, innige, anspruchslose Güte waltet, da wird man eingezogen in einen Kreis, in dem alles Harte weich, alles Strenge milde und aller Kampf Versöhnung wird. Selbst der schwebende Realismus Larsens wird verständlich, wenn man ihn in allem Kleinen sucht, das bei Larsen stets neu zu irgendeinem Wunderding wird. Denn Larsen hat den Sinn für das Wunder im Wunderbaren, in der Natur, die den Gott enthält – hat den Sinn für das Panische in seiner ruhigen Landschaft.

«Diese Kleinigkeiten sind es, die uns bisweilen das Ganze erkennen lassen», sagt einmal schlicht und weise ein guter Mensch in diesem Roman. Er meint das für seinen Weltausschnitt; wir wollen die Äusserung auf Larsens Werk beziehen und ehrlich gestehen, dass sich uns aus den kleinen Steinchen ein wundersames Mosaik aufbaut, wo das Steinchen

selbständiges Atom bleiben darf und dermaßen nie seinen Eigenwert verliert. Als Ganzes wird dann irgend etwas Schönes, Liebevolles. O, diese Einzelheiten sind so kostbar, dass auch das Ganze in Erlesenheit glänzt. Und wenn man versuchsweise kritisch ist, dann bleibt immer noch viel von zarten Erscheinungen, keusch verhaltenen Dialogen, von stillen, guten Menschen und ihren humorvollen Ungeschicklichkeiten, von lichter Wehmut und im Dunkeln freudigen Wollen liebefordernder Gestalten. So dass dies das Ende ist: ein Spiel zwischen Wille und Schicksal, Menschlichem und Göttlichem, Leben und Tod.